

Herrin in den Hof hinab, „Fedor, wo bleibst du nur wieder! Hast du nicht gehört, daß du mir den Samowar bringen sollst? Soll ich noch eine Stunde warten?“

Er läuft ins Haus und streicht sich die Haare schnell aus der Stirn. Der Tanz hat am frühen Morgen begonnen, und der Wodka war reichlich. Aber wozu ist man auch jung und wozu nennen einen sonst die Mädchen den „schönen Fedor“.

Als er mit dem Samowar kommt, steht in der Mitte des Wohnzimmers die Herrin und läßt den King über die Peitsche springen. Der Hund, glaube mir, ist das einzige Lebewesen, dem sie seit dem Tode des Herrn mitunter ein freundliches Wort gibt.

Fedor beugt seinen mächtigen Nacken und setzt auf dem Tisch alles zurecht. Unter seinem Arm hindurch sieht er mit stumpfen, neidischen Blicken auf den Hund, der sich an die Herrin schmiegt.

Eine Tasse stößt er an, daß sie klirrt. Warum paßt er auch nicht auf und sieht auf das, was er tut! Da plötzlich prasseln die Schläge auf seinen breiten Rücken. Die Herrin schlägt ihn mit der Peitsche, mit der Hundepeitsche! Einen Augenblick steht Fedor da, mit hängenden Armen, wie stets, wenn er gestraft wird. Da wendet er sich unversehens um, fällt ihr in den Arm. Vor seinen Augen ist ein Flimmern — er weiß nicht, wo er ist. Ist das seine Herrin, die er in den Armen hält?

Wie schwach sie doch ist, denkt Fedor sekundenlang; dann reißt er ihr die Peitsche aus der Hand und läßt sie auf ihren Körper niedersausen. Wie im Taumel schlägt er auf sie ein, wie im Wahnsinn, bis er neben ihr fast bewußtlos umsinkt. —

Ein einzelner Sonnenstrahl legt sich auf Fedors Gesicht. Er schreckt auf; es ist schon fast dunkel im Zimmer. Hinten in der Ecke liegt King; er ist stumm und feige. Vom Tisch her tönt das Summen des Samowars.

Fedor reckt sich. Wo bin ich, denkt er, und als er sich bewußt wird, knickt sein aufgerichteter Rücken zusammen. Neben sich sieht er den Kopf der Herrin liegen. So nah. Aber gar nicht böse, wie sonst, sieht sie aus. Die Augen, die großen, dunkeln Augen sind nicht abgewendet. Sie ruhen in den seinen, ganz still und ernst.

Fedor muß lachen vor Seligkeit. Wie war es doch damals, erinnert er sich, als ich in die Kirche in der großen Stadt kam; da spielte die Orgel, und es sangen so viele. Ja, so mag es wohl droben im Himmel klingen, hatte er gedacht. „Nun, Väterchen“, hätte ihn ein alter Bauer angeredet, „warum weinst du denn. Hast dein Weib verloren?“ Das hatte er, Fedor, nicht verstanden. Denn er hatte doch gar nicht geweint, sondern gelacht. Nur sehr weit drinnen im Körper war das Lachen gewesen.

Daran muß Fedor denken, wie er so dasitzt und neben sich den Kopf der Herrin liegen sieht.

Hätte er jetzt ein Wort gesprochen, gewiß hätten ihre Augen dann wieder so unheimlich geleuchtet, wie vorhin, als er sie mit der Peitsche schlug. Aber Gott behüte, man sollte nicht daran denken. Was geschehen war, war etwas, was nie wiederkommt.

Fedor schlug ein Kreuz über sich und die Herrin und erhob sich leise. Dann ging er in den Stall und erhängte sich.